

**Preis  
„Literatur im Exil“  
der Stadt Heidelberg  
2005**

**LITERATUR IM EXIL**



## PREIS „LITERATUR IM EXIL“ 2005

Der mit 15.000 Euro dotierte Preis „Literatur im Exil“ der Stadt Heidelberg geht in diesem Jahr an

### HAMID SKIF.

Er erhält den Preis für seinen 2003 in der Edition Köln erschienenen Briefroman „Sehr geehrter Herr Präsident“.

Die Jury vergibt den Preis an Hamid Skif in Anerkennung der ironisch-pikaresken Weise, mit der Skif die Situation in Algerien aus der Sicht eines ebenso opportunistischen wie oppositionellen Sonderlings schildert.

Der Jury gehörten an: die Literaturkritikerin und Autorin Dr. Monika Carbe (Frankfurt/Main), die Literaturwissenschaftlerin Dr. Alfrun Kliems (Leipzig), der Präsident des International P.E.N. Dr. Jiří Gruša, der Literaturkritiker und Autor Jörg Magenau (Berlin) sowie der Autor Salim Alafenisch (Heidelberg).

Der Preis wird am 23. November 2005 in Heidelberg von Oberbürgermeisterin Beate Weber verliehen. Die Laudatio hält der Journalist und Autor Samuel Schirmbeck aus Frankfurt am Main.

## GELEITWORT DER OBERBÜRGERMEISTERIN DER STADT HEIDELBERG



Anlässlich des 80. Geburtstags der in Heidelberg lebenden Lyrikerin Hilde Domin stiftete die Stadt Heidelberg im Jahre 1992 den mit 15.000 Euro dotierten Preis „Literatur im Exil“. Erste Preisträgerin war Hilde Domin selbst, die während des zweiten Weltkriegs lange Jahre im Exil in der Dominikanischen Republik leben musste und ihre Erfahrungen literarisch verarbeitet hat. Mit

dieser Auszeichnung, die alle drei Jahre vergeben wird, würdigt die Stadt Heidelberg das Gesamtwerk oder eine einzelne herausragende Leistung von Autoren bzw. Autorinnen, die entweder im deutschen Exil leben oder einige Zeit dort gelebt haben. Dabei werden nicht nur originär deutsche Publikationen berücksichtigt, sondern auch Übersetzungen in die deutsche Sprache.

In diesem Jahr wird der Preis bereits zum fünften Mal vergeben. Damit ist es uns gelungen, nach einem finanziellen Engpass im vergangenen Jahr wieder zum ursprünglichen Dreijahresrhythmus zurückzukehren, was besonders in Hinblick auf die Bedeutung, die ein solcher Preis in einer Stadt mit großer literarischer Tradition einnimmt, erfreulich ist. Schließlich würdigt die Stadt Heidelberg neben dem Preis „Literatur im Exil“ mit dem „Clemens-Brentano-Preis“ jene in Heidelberg lebenden Dichter, die auch über die Grenzen Heidelbergs hinaus einen Platz in der Literaturgeschichte gefunden haben.

Auch in diesem Jahr konnte mit Hamid Skif nach Hilde Domin, Said, Boris Chasanow und zuletzt Stevan Tontic ein würdiger Preisträger gefunden werden. Sein Briefroman „Sehr geehrter Herr Präsident“ überzeugt besonders durch die Zeichnung des Protagonisten, Houari Boubarnous, der im Gewande des Opportunisten Kritik an der Obrigkeit übt. In seinen Briefen schildert er die Nöte und Probleme des „kleinen Mannes“ auf eine bisweilen komische und zugleich sehr authentische Art und Weise.

Mein besonderer Dank gilt der seit diesem Jahr neu besetzten Jury, bestehend aus der Literaturkritikerin und Autorin Dr. Monika Carbe, der Literaturwissenschaftlerin Dr. Alfrun Kliems, dem Präsidenten des internationalen PEN-Clubs Dr. Jiří Gruša, dem Literaturkritiker Jörg Magenau sowie dem Autor Salim Alafenisch.

Ich gratuliere dem diesjährigen Preisträger Hamid Skif herzlich und wünsche ihm für seinen weiteren literarischen Werdegang viel Erfolg.

Beate Weber  
Oberbürgermeisterin



**„SCHREIBEN, DAS IST DAS VERBOTENE AUFHEBEN.“**

Ein Gespräch mit Hamid Skif

?: *Von Hilde Domin, zu deren 80. Geburtstag der Preis „Literatur im Exil“ von der Stadt Heidelberg ins Leben gerufen wurde, stammt das Zitat: „Ich befreite mich durch Sprache. ... Schreiben war Rettung.“ Herr Skif, hat das Schreiben für Sie eine ähnliche Funktion, haben Sie das Gefühl, dass das Schreiben eine Form der Befreiung sein kann?*

Schreiben war meine Rettung als Kind, nicht als Erwachsener. Um dies nachvollziehen zu können, müssen Sie bedenken, dass ich während des Unabhängigkeitskrieges groß geworden bin. Und dieser Krieg dauerte sehr lange, von 1954-1962. Als Kind habe ich die Bilder der Gewalt, mehr noch, der Gewalt, die ich persönlich erfahren musste und die mich jeden Tag betraf, verinnerlicht. Um mich über die uns Algeriern aufgezwungene und einer Segregation gleichkommende Diskriminierung zu erheben, musste ich meine Lehrerinnen in der Grundschule bezaubern. Das französische Wort für Grundschullehrerin „*maîtresse*“ ist doppeldeutig: „*Maîtresse*“ bedeutet Geliebte und Grundschullehrerin. Im Übrigen sind alle Geliebten auch gute Lehrerinnen, aber das ist ein anderes Thema. Wie also kann man seine Lehrerin bezaubern, ohne deren Sprache zu beherrschen, ohne sie mit tausend und einer für sie erfundenen Geschichte zu faszinieren, um so der bitteren Wirklichkeit zu entfliehen? So begann ich zu schreiben. Später dann fand ich mich ganz natürlich im Gewand des Schriftstellers wieder. Die Poesie half mir zu leben, ja zu überleben, weil sie mir ermöglichte, meine Wut hinauszuschreien, die ich als junger Mann empfand, meinen Zorn gegen eine blockierte und verkalkte Gesellschaft, die über Jahrhunderte unbeweglich und unwissend geblieben war. Ja, das Schreiben rettete mich, und zwar weil es meinem Leben Sinn verliehen hat. Ich wollte Anwalt werden. Ich wurde es ohne Robe und ohne Gerichtssaal. Ich setze mich immer für die Ausgeschlossenen, die Marginalisierten ein, für all diejenigen, für die keiner das Wort ergreifen will: für Frauen, Kinder, für Menschen, um die sich keiner kümmert. Das hat allerdings nichts mit aktivistischer Literatur zu tun. Ich verfasse keine Flugblätter, das interessiert mich nicht. Was ich betonen möchte, ist mein Mitgefühl für die am Rande Stehenden.

Darüber hinaus darf man nicht vergessen, dass ich auf Französisch schreibe, d.h. in der Sprache der ehemaligen Kolonialherren. Sie hatten die berber-arabische Kultur und den Charakter des Landes völlig ruiniert und negiert. Dafür galt es von der Geschichte Vergeltung zu fordern. Ist in der Sprache der Kolonialherren zu schreiben gleichbedeutend mit Verrat an den Seinen? Ich glaube nicht, dennoch war dies ein ernstes Problem für viele meiner Kollegen. Ich befand mich nicht in diesem Dilemma, und zwar aus einem ganz einfachen Grund: Ich komme aus einer doppelten Kultur, der algerischen und der französischen. Ich hatte das Glück, in eine Familie hineingeboren zu werden, die auf alte Traditionen zurückgreift und in ihrer Geschichte verwurzelt ist, und die gleichzeitig offen für die Moderne ist. Das half mir enorm auf meinem Weg. Ich musste mich also nicht mit Identitätsproblemen herumschlagen oder die Verwirrung und die Spannungen aushalten, die diese Art von Situation mit sich bringt. Mein Schreiben beruht demnach nicht auf einer Exorzismusübung. Selbstverständlich befreit Schreiben, und ich träume von dem Tag, an dem Hunderte Frauen schreiben und veröffentlichen können, und nicht nur Frauen. Schreiben, das ist das Verbotene aufheben.

*?: Das Schreiben selbst wird auch in Ihrem Buch „Sehr geehrter Herr Präsident“ thematisiert: Der Protagonist Houari Bouabou ist nicht nur „Pädagoge“ und „Erfinder des universalen Rechenschiebers“, sondern auch öffentlicher Schreiber, „écrivain public“, wie das Cover bereits zeigt. Warum wählten Sie gerade eine solche Figur als „Erzähler“?*

Wenn Houari Bouabou, Lehrer im Ruhestand, selbsterklärter Erfinder und Pädagoge, sich aufgrund von Sachzwängen in der Rolle des öffentlichen Schreibers wiederfindet, dann ist das zunächst einmal, um deutlich zu machen, dass meine Gesellschaft immer noch mit Analphabetismus, dem schlimmsten aller Gefängnisse, kämpft. Bei uns kommt der öffentliche Schreiber, sei er nun in der Post, im Rathaus oder in einem Café zu finden, einem Knotenpunkt jeder Form von Elend gleich. Witwen, Arbeitslose, Behinderte, Menschen mit abgewiesenen Klagen, Bittsteller oder Bauern nehmen seine Dienste als Vermittler gegen Bezahlung in Anspruch. Liebende, die nicht lesen und schreiben können, greifen ebenfalls auf seine Kompetenzen zurück (hierzu siehe auch die Geschichte „Beute“ in „Hure

mit Krawatte“). Es schien mir völlig natürlich, dass eine Figur, die ihre ganze Zeit mit Schreiben für andere zubringt, sich anschickt für sich selbst zu schreiben. Was an Houari Boubarnous interessant ist: Er verwandelt sich zum Fürsprecher für die, um die sich niemand kümmert.

*?: Damit ist natürlich gleich die Frage nach der Form verbunden: Mit der Gattung des Briefromans wählen Sie eine in der zeitgenössischen Literatur doch eher unübliche Form. Was reizte Sie daran, fiktive Briefe als Medium einzusetzen, statt z. B. einen auktorialen Erzähler gewissermaßen „zwischenzuschalten“?*

Die Form hat sich von selbst aufgedrängt. Ich musste mithilfe der Mittel des Genres eigenen Sparsamkeit vierzig Jahre Geschichte erzählen und die jeweiligen Persönlichkeiten der aufeinander folgenden Präsidenten Algeriens beschreiben, und zwar aus Houari Boubarnous' Perspektive auf die Gesellschaft und deren Entwicklung. „Sehr geehrter Herr Präsident“ besitzt darum in gleichem Maße Elemente eines Romans, einer Reportage sowie einer soziologischen Studie, aber ohne den beißenden Humor, den scharfen Blick und die sanfte Verrücktheit von Houari Boubarnous wäre es langweilig zu lesen. Was das Genre betrifft, so scheint es ganz allmählich wieder in Gebrauch zu kommen, nachdem es sehr lange in der Versenkung verschwunden war.

*?: Houari Boubarnous ist eine sehr ambivalente Figur, was sich in der Begründung der Entscheidung der Jury, Ihr Protagonist sei sowohl opportunistisch als auch oppositionell, ausdrückt. Durch sein Anbieten an die Obrigkeit wird die eigentliche mehr oder weniger implizite Kritik zumindest vordergründig gebrochen. Durch die zusätzliche Rollenverkehrung – Houari will den Präsidenten gewissermaßen „erziehen“ – wird die Situation, die eigentlich äußerst brisant ist, beinahe humoristisch. Ein Beispiel dafür ist die Darstellung des Gefängnisses, das als Kakerlaken-Trainingsplatz geschildert wird. Sehen Sie die Verkehrung einer Tragödie in eine Komödie, im Sinne Thomas Bernhards, als Möglichkeit, schlimme Erlebnisse zu verarbeiten? – Schließlich waren Sie selbst bereits inhaftiert.*

Leben, das ist Ambivalenz und Komplexität. Es wäre zu einfach gewesen, aus Houari Bouabars den Archetyp des Helden in der Revolte zu machen. Auch Helden werden müde. Er ist ein Mensch, der vom Leben verschlissen, von Prüfungen stumpf und von Versprechungen enttäuscht wurde. Dennoch verkündet er, er sei Erfinder, und das in einer Gesellschaft, die nichts erfinden will, die Menschen, die denken, das Bürgerrecht verweigert. Er hat alles versucht: Wut, Drohungen, Erpressung, aber nichts zeigte Wirkung. Ihm bleibt nur Opportunismus. Er versucht sich abzufinden, aber er täuscht sich erneut, denn er müsste eine gewisse wirtschaftliche oder politische Macht besitzen, um sein Gegenüber zu interessieren. Also bleiben ihm nur seine erbärmlichen Briefe, um sich an die Mächtigen zu wenden. Wenn er irgendein Geschäftsmann gewesen wäre, würde es anders aussehen. Er hätte seinem Gegenüber Geschenke zukommen lassen, er hätte sie sich gekauft ... Bei uns, wie anderswo auch, leben Korrupte weder von Stroh noch von Bittschriften, und aus Machtlosigkeit ist man zu allem bereit.

Was das Spöttische angeht – muss ich den beißenden Humor der Algerier betonen? Sie karikieren jede Anomalie in ihrem Land. Das ist unsere Art, mit unseren Schwierigkeiten zu leben. Spott ist Höflichkeit der Verzweiflung. Ich selbst habe so tragische Situationen erlebt, dass die einzige Art, sie zu überwinden darin bestand, darüber zu lachen. Lachen ist die beste Medizin. Wenn man sie nicht nutzt, versinkt man im Wahnsinn.

*?: „Freiheit heißt, da zu sterben, wo man will“ heißt es in „Sehr geehrter Herr Präsident“. Meint Freiheit für Sie aber nicht in erster Linie Meinungsfreiheit, das Recht zu sagen bzw. in Ihrem Fall zu schreiben, was man denkt? Schließlich ist nicht nur der fiktive Herausgeber der Briefe von der Zensur bedroht, auch Sie selbst wurden inhaftiert, weil Sie über Folter in algerischen Gefängnissen berichteten.*

Als ganz junger Mann wurde ich verhaftet und man drohte mir, mich aus einem Hubschrauber zu werfen. Das einzige, was ich gedacht habe, war, das ich so nicht sterben wollte. Später erklärte mir ein befreundeter Schriftsteller, der inzwischen in Frankreich lebt, dass alles, was er wünsche, darin bestünde, dass die Integristen ihm nicht vor den Augen seiner Kinder die Kehle durchschnitten. Ich erinnere

mich an meine Wut, als ich diese Worte hörte. Das bedeutete, dass mein Freund akzeptierte, getötet zu werden, aber dass er sich die Wahl des Ortes vorbehielt. Man muss die Freiheit haben, seinen eigenen Weg zu finden und die, dies auch zum Ausdruck zu bringen. Das eine ist ohne das andere nicht möglich. Wenn ich schreibe, dass Freiheit darin besteht, das Recht zu haben, zu wählen, wo man sterben möchte, meine ich die freie Wahl, wie man leben möchte, und freie Mobilität. Ich habe in einem Land gelebt, in dem es verboten war, ohne eine spezielle Erlaubnis der Behörden das Land zu verlassen; in dem freie Meinungsäußerung zensiert wurde. Heute gibt es nur noch wenige Länder, deren Bürger nur mit einer Genehmigung der Regierung ausreisen können, aber man muss nur an die Millionen von Menschen denken, die aus wirtschaftlichen Gründen nicht dort sterben können, wo sie wollen, die im Elend der „Dritten Welt“ gefangen sind. An diese Menschen denke ich besonders, wenn ich sage, dass jeder Mensch, wenn er schon nicht den Ort seiner Geburt bestimmen kann, wenigstens den Ort, an dem er sterben möchte, wählen können sollte.

*?: In der „taz“ beschrieben Sie sich selbst als „Produkt einer komplexen Identität, die sich sucht. Noch heute.“ Diese Aussage liegt mittlerweile vier Jahre zurück. Beschreiben Sie sich nach wie vor als „Bruchstück-Identität“?*

Algerier haben eine komplexe Identität, weil ihre Geschichte und ihre Gesellschaft komplex sind. Wenn Sie Algerien besuchen, kann es passieren, dass Sie sich total in das Land verlieben (was oft vorkommt) oder dass Sie es komplett ablehnen. Die menschliche Geographie Algeriens ist sehr reich und darum schwer zu erfassen. Wir haben berberische, arabische, afrikanische und mediterrane Wurzeln und wir sind weder Orient noch Okzident. Wir gehören zu Afrika, zur arabischen Welt und zum Mittelmeerraum. Und dennoch betrachten uns die schwarzen Afrikaner nicht als Afrikaner, mit den Europäern verhält es sich ebenso, die Araber schwören, das wir nichts mit ihnen zu tun haben (wir seien entfernte Cousins) und die Europäer tun es ihnen gleich. Wir sind Maghrebiner, das heißt der Okzident der arabischen Welt, weil das Wort Maghreb Okzident/Westen bedeutet. Das bedeutet, wir sind Berber, aber nicht ausschließlich. Meine Freundin Zoulikha Grine hat ein originelles Bild, um die Si-

tuation zu beschreiben. Sie sagt, wir seien Chamäleons auf einem Schottenrock. Wir sind eben Algerier! Ich für meinen Teil halte diese komplexe Identität, die für manches Individuum zahlreiche Probleme birgt, es ständig Spannungen aussetzt und es dazu zwingt, sich dauernd zu hinterfragen, eher für einen Vorteil als für ein Handicap. Was meine Wenigkeit betrifft, so betrachte ich mich als Brücke und Grenzgänger. Das bin ich immer gewesen, auch in Algerien, wo ich mich in allen Bereichen problemlos bewegt habe.

?: *In Ihrem Gedicht „En guise d'alerte“ (dt. „Vorwarnung“) findet sich der Vers: „Unaufhörlich rede ich über Abwesenheit“. Sofern Sie mit diesem lyrischen „Ich“ gleichzusetzen sind: Ist die Situation des Exils als ein Zustand zu beschreiben, in dem permanent die Abwesenheit, sei es von der Heimat, den Freunden etc., im Vordergrund steht?*

Exil ist zunächst einmal Abwesenheit. Je mehr man in der Ferne ist, desto näher ist einem das Land. Das Gedächtnis schön die Vergangenheit, idealisiert, trifft eine Auswahl. Man kann in einer kleinen Welt leben, eingeschlossen in seine Erinnerungen. Sie sind das, was einem bleibt, der Teil von einem, der bewahrt wurde. Man muss sich neu bestätigen, beweisen. Hier ist man ein Unbekannter. Wenn man sich an bestimmten Abenden verloren fühlt, wenn man an bestimmten Tagen nur daran denkt, sich in die Wolken zu hängen, die den Himmel bleischwer über dem Haupt werden lassen, dann hat man nur eine Zuflucht. Man stürzt sich in eine Telefonkabine, um seine Freunde anzurufen, die, die einem noch bleiben. Sie sind glücklich und beneiden einen, weil sie einen an einem sicheren Ort wissen. Man selbst beneidet sie, weil sie zusammen sind, den Duft der heimatlichen Erde unter den Füßen riechen. Ich bin nicht nostalgisch. Ich mag das Geschäft mit den Erinnerungen nicht, aber es gibt Augenblicke, wo ich gerne auf einem Boot leben würde, um es heimlich am Land meiner Kindheit anlegen zu lassen. Man kann auch in seinem eigenen Land im Exil leben – das war bei mir der Fall. Sie sind im inneren Exil, weil sie ihre Vorstellungen den anderen nicht kommunizieren können, ohne täglich Schwierigkeiten ausgesetzt zu sein, man kann auch im Sprachexil sein, und dann gibt es noch das physische Exil. Mitte der 1970er Jahre bin ich aus freien Stücken in die Sahara ins Exil gegangen, was zur Folge hatte, dass viele Leute

dachten, man hätte meinen Wohnsitz unter Bewachung gestellt. Das lag daran, dass ich in Algier erstickte, dort hatte ich Schwierigkeiten mit dem damaligen Kultur- und Informationsminister. Trotz dieser Probleme hatte ich beschlossen, Algerien nicht zu verlassen, und ich bin in den schlimmsten Momenten noch zu dieser Entscheidung gestanden. Das ist der Grund, weshalb ich das Land erst sehr spät verlassen habe, einmal, als ich am Ende meiner Kraft war. Gehen war für mich eine schwierige Entscheidung. Ich hatte immer die Meinung vertreten, dass der Kampf für Freiheit vor Ort und nicht anderswo stattfinden muss. Das brachte mir Probleme mit Kollegen ein, die anderer Ansicht waren und vermutlich nach Rechtfertigungen suchten, weshalb sie das Land verlassen hatten. Jeder hat das Recht, die Lösungen zu wählen, die ihm genehm sind, und ich habe mir immer verboten, die Entscheidungen von anderen zu be- bzw. verurteilen. Ich selbst habe das Land an dem Tag verlassen, an dem ich dachte, ich habe zwar das Recht, mein Leben in Gefahr zu bringen, aber nicht, das der Meinen aufs Spiel zu setzen. Ich war so engagiert im Kampf gegen den Integrismus und die Irrungen eines Autokratenregimes, dass ich vergessen hatte, dass mein Kampf in erster Linie darin bestand, die Meinen zu schützen und ihnen eine Zuflucht vor Drohungen und Terror zu geben. Ich hatte das Glück, in Deutschland zu landen und nicht das Elend erfahren zu müssen, das Hunderte von Kollegen in Frankreich erlebten, wohin der Großteil geflüchtet war. Natürlich fehlt mir mein Land, natürlich vermisse ich meine Familie und meine Freunde, aber das Exil ist nicht mehr, was es einst war. Ich lese jeden Tag die algerische Presse im Internet, ich kommuniziere über E-Mail, und wenn ich die Sonne Algeriens vermisse, dann betrachte ich Bilder im Internet, telefoniere oder treffe Algerier, die in Hamburg leben, um Zeit mit ihnen zu verbringen. Aber ich vergesse nicht, dass ich mein Land mit meiner Frau und meinen Töchtern verlassen konnte, und dass das mein großes Glück war. Mit unserer Ankunft in Hamburg wurde ich in jeder Hinsicht von Freunden unterstützt, genoss die Hilfe der Hamburger Stiftung für Politisch Verfolgte, und dann hatte ich das unglaubliche Glück, ein Stipendium des PEN-Clubs im Rahmen seines Programms „Schriftsteller im Exil“ zu erhalten. All das erfüllt mich mit einer tiefen Dankbarkeit, die ich sowohl diesen Institutionen als auch dem deutschen Volk gegenüber immer empfinden werde.

*?: Abschließend soll nochmals Hilde Domin zu Wort kommen: „Gewöhn dich nicht. / Du darfst dich nicht gewöhnen. / Eine Rose ist eine Rose. / Aber ein Heim / ist kein Heim.“ Daher die abschließende Frage: Ist es möglich, aus einem ursprünglichen Ausnahmezustand, dem Exil, Gewohnheit werden zu lassen? „Du darfst dich nicht gewöhnen“ – befolgen Sie diese Forderung, oder wollen Sie sich vielleicht sogar gewöhnen?*

Ich habe alles andere als die Absicht, mich ans Exil zu gewöhnen oder an den Blick, mit dem andere einen als jemand im Exil betrachten – viele haben davon oft feste Vorstellungen durch das, was sie lesen oder erlebt haben. Algerien findet allmählich wieder Frieden, und ich werde irgendwann zurückkehren, aber gegenwärtig bin ich innerlich zerrissen: ich stehe vor einer zweifachen Heimat. Die meiner Geburt und die, die mir in einem schwierigen Moment meines Lebens so großzügig die Arme geöffnet hat. So gern ich nach Algerien möchte, so ungern möchte ich Deutschland verlassen. Die beste Art, meinen beiden Ländern zu dienen, besteht darin, bescheiden am Bau einer Brücke mitzuwirken, die sie verbindet, um sie dazu zu bringen, ihr jeweils Bestes miteinander zu teilen. Auf Ihre Frage und das Gedicht von Hilde Domin antworte ich darum folgendermaßen: Ich möchte mich nicht an Banalitäten gewöhnen, sondern eine andere Wirklichkeit schaffen. Die des Miteinander-Teilens und des Dialogs über Grenzen hinweg.

*Ich danke Ihnen für dieses Gespräch und wünsche Ihnen weiterhin viel Erfolg!*

(Mit Hamid Skif sprach Katharina Dittes.  
Aus dem Französischen von Dr. Ursula Günther.)

**„SEHR GEEHRTER HERR PRÄSIDENT“**

VON HAMID SKIF

Sehr geehrter Herr Präsident,

wie angekündigt, habe ich vor der Tür des Cafés einen Tisch aufgestellt und zwei Tage geduldig gewartet, bis die Analphabeten meine Dienste in Anspruch nahmen. Obwohl die Gluthitze mir das Gehirn erweichte, zogen die ersten Kunden zufrieden ab. Das arabische Telefon hat das übrige getan.

Entgegen meiner Einschätzung genieße ich enormes Ansehen. Einem wohl informierten Klienten zufolge bin ich der einzige öffentliche Schreiber, der in ständiger Korrespondenz mit Ihnen steht.

Der Apotheker profitiert von meinem Erfolg. Sein Café ist immer voll. Er kontrolliert scharf jede Tasse, die hinaus getragen wird, zu viele Spaßvögel vergessen, sie zurückzubringen. Ich warte nur noch darauf, dass er einen Gewerbeschein von mir will. Er würde seine eigenen Eltern umbringen, um auch nur einen Centime zu bekommen. Aber lassen wir diesen Raffzahn. Fest steht, dass ich es Ihnen verdanke, künftig in der Lage zu sein, meine Kinder zu kleiden und zu ernähren.

Mein Sohn machte im Gefängnis unfreiwillig Reklame für mich. Plötzlich verlangen seine Mithäftlinge meine Dienste. Die meisten wollen Ihnen schreiben. Ich versuche vergebens, sie davon abzuhalten. Seien Sie mir nicht böse, wenn Sie jetzt mit Schreiben überschwemmt werden. Sie verstehen einfach nicht, dass Sie Besseres zu tun haben, als sich um ihr Gejammer zu kümmern.

„Ein Narr ist, der es aller Welt, dem Müller, seinem Sohn und dem Esel recht machen will“, schrieb unser Freund Jean de La Fontaine. Sie können ihr Kauderwelsch ruhig in den Papierkorb werfen, das macht mir nichts, aber regeln Sie wenigstens die Fälle, auf die ich Sie hinweise. Das kostet Sie nicht viel, und ich bin ein gemachter Mann. Übrigens habe ich dem stellvertretenden Finanzbeamten bedeutet, dass ich seinem Vorgesetzten bei seiner Rückkehr aus Mekka ein Wörtchen zu sagen hätte. Sie brauchen sich nicht einzubilden, dass die Steuerzahler vor ihnen katzbuckeln.

Dieser unverschämte Kerl gab mir zu verstehen, auf eine anonyme Anzeige hin, ich müsse meine Einnahmen aus meiner Tätigkeit als

Schreiber versteuern. Sie müssten wirklich einmal Ordnung in diesen Saustall bringen.

Bei uns muss ein armer Teufel noch als Milchkuh erhalten, und die Reichen sind von der Steuer befreit. Dazu habe ich meine eigenen Ansichten. Damit alle gleich behandelt werden, müssen Sie die Abzüge abschaffen, die nur dazu dienen, die Limousinen der Beamten zu finanzieren. ...

Schließlich möchte ich noch ein Thema zur Sprache bringen, das mir sehr am Herzen liegt. Wie Sie wissen, ist mein Sohn Faysal – der sein Fahrrad verkauft hat, um den Lebensmittelhändler zu bezahlen – arbeitslos. Man lehnt ihn überall unter dem Vorwand ab, er habe keinen Abschluss. Man will uns wohl weismachen, einer, der einen Abschluss hat, werde auch angestellt. Ich wünsche, Sie verwenden sich diskret dafür, dass er einen kleinen Job findet. Mit einer Stelle an Ihrer Seite oder in einer der Hauptverwaltungen wäre ihm schon gedient.

Ich habe noch nie darüber gesprochen, aber dieser Junge macht mir Sorgen. Er pflegt Umgang mit zweifelhaften Gestalten, die er nach Hause bringt. Seine Mutter ist schon wahnsinnig vor Angst, dass er in diese Hetzparolen gegen Sie einstimmen könnte.

Ein kurzer Anruf von Ihnen, und die Sache wäre geritzt. Falls Sie in Ihrem direkten Umfeld keine Stelle frei haben – ich weiß, dass alles überlaufen ist – könnten Sie doch mit dem Wirtschafts- oder Industrieminister sprechen.

Mein Sohn ist durchaus in der Lage, einen Supermarkt oder eine Fabrik zu leiten. Es würde unserer Wirtschaft nicht schaden, von den Diensten einer dynamischen Jugend zu profitieren, und wir könnten etwas besser essen. Ich werde Faysal nichts von dieser Anfrage erzählen. Er ist stolz und leicht verletzlich. Ich warte auf einen Wink von Ihnen, bevor ich handle. ...

Mit bestem Dank im Voraus,

H.B.

Erfinder/Pädagoge, öffentlicher Schreiber aus Not.

(Auszug aus: "Sehr geehrter Herr Präsident", Edition Köln 2003, S. 36ff.)

## DER PREISTRÄGER



**Hamid Skif** wurde 1951 als Mohamed Benmebkhout im algerischen Oran geboren. Schon früh veröffentlichte er Lyrik und gehörte im Alter von 18 Jahren zu den bekanntesten Dichtern des Landes.

Außerdem arbeitete er als Journalist und geriet durch seine gesellschaftskritischen Texte und sein Engagement für die Menschenrechte zunehmend mit der Regierung in Konflikt. Nachdem Skif die Wochenzeitung „Perspectives“ gegründet und mit anderen Journalisten den Algerischen Journalistenverband ins Leben gerufen hatte, wurden er und seine Familie verfolgt und mit dem Tode bedroht.

Als durch eine Verwechslung sein gleichnamiger Cousin getötet wurde, floh Skif mit seiner Frau und seinen vier Töchtern 1997 nach Hamburg, wo er bis heute lebt. Er war Stipendiat der Heinrich-Böll-Stiftung und der Hamburger Stiftung für politisch Verfolgte. Außerdem nimmt er am PEN-Projekt „Writers in Exile“ teil.

Sein mit dem Preis „Literatur im Exil“ ausgezeichnetes Briefroman „Sehr geehrter Herr Präsident“ erschien 2003 in der Edition Köln. Mittlerweile hat Skif dort ein weiteres Buch, „Hure mit Krawatte“, veröffentlicht. Im Oktober 2005 erschien der zweisprachige Gedichtband „Exile der Frühe. Briefe eines Abwesenden“ im Heidelberger Manutius Verlag, im Januar 2006 folgt der Roman „La géographie du danger“ im Verlag Naïve in Paris.

## DER LAUDATOR

**Samuel Schirmbeck** wurde 1941 geboren, studierte Soziologie bei Adorno und Horkheimer in Frankfurt am Main, sowie Psychologie und Russisch, arbeitete nach dem Studium als Redakteur der französischen Nachrichtenagentur AFP in Paris und veröffentlichte 1968, zusammen mit Malte Rauch, das Buch „Die Barrikaden von Paris.“

Von 1991 bis 2001 war er ARD-Korrespondent für Fernsehen und Hörfunk in Nordafrika im ARD-Studio in Algier. Schirmbeck wurde somit Zeuge der sogenannten „schwarzen Jahre“, in denen über 100.000 Algerierinnen und Algerier während der blutigen Auseinandersetzungen zwischen Militär und bewaffneten Islamisten ums Leben kamen. Hintergründe des Konfliktes schildert Schirmbeck in dem Buch „Hinter den Schleiern von Algier“, das 1996 bei Hoffmann und Campe erschien. Zudem verfasste er zahlreiche Artikel für die „Frankfurter Rundschau“ und ist Mitarbeiter des Fernsehkulturmagazins „Titel Thesen Temperamente“ (TTT).

## DIE JURY 2005

**Salim Alafenisch**

Autor (Heidelberg)

**Dr. Monika Carbe**

Literaturkritikerin und Autorin (Frankfurt a.M.)

**Dr. Jiří Gruša**

Präsident des P.E.N. International und Autor (Wien)

**Dr. Alfrun Kliems**

Slawistin und Literaturwissenschaftlerin (Leipzig)

**Jörg Magenau**

Literaturkritiker und Autor (Berlin)

## DIE BISHERIGEN PREISTRÄGER

### Hilde Domin – 1992

Nach Heidelberg zog es die 1909 in Köln geborene Dichterin in den 30er Jahren, wo sie sich dem Studium der Rechtswissenschaft, Politikwissenschaft und Philosophie widmete, bevor sie 1932 gemeinsam mit ihrem späteren Mann Erwin Walter Palm nach Rom emigrierte. Nachdem sie 1935 an der Universität Florenz über die Staatsgeschichte der Renaissance promoviert hatte, ging sie zunächst nach England und von dort aus weiter in die Dominikanische Republik. 1951 wandte sie sich der Lyrik zu und brachte 1959 ihren ersten Gedichtband heraus. In ihrer feinsinnigen Lyrik beschreibt sie vor allem ihre Erfahrungen im Exil. Neben zahlreichen Literaturpreisen erhielt sie 1983 das Bundesverdienstkreuz I. Klasse, 1999 die Bürgermedaille der Stadt Heidelberg. Ihr zu Ehren hat der Gemeinderat der Stadt Heidelberg 1992 den Preis „Literatur im Exil“ ins Leben gerufen.

### Said – 1996

1947 in Teheran geboren, ging Said 1965 zum Studium nach München. Hier verbanden sich sein literarisches Interesse mit einem politisch-demokratischen Engagement, das sich in der Opposition gegen das Schah-Regime ausdrückte. Damit war seine Rückkehr in den Iran bis zum Sturz des Schahs ausgeschlossen. Doch auch danach musste er nach kurzem Aufenthalt wieder nach Deutschland fliehen, diesmal vor dem Regime der Mullahs. Said schreibt in deutscher Sprache Gedichte und Texte, die Traditionen persischer und deutscher Dichtung miteinander verbinden. Doch bei aller Wortkunst ist die Literatur des Exildichters kein Selbstzweck: „Unsere Sprache muss die Friedhofsstelle sichtbar machen, die die Diktatur hergestellt hat; und unser Schweigen darf nicht die Schreie derjenigen überhören, die diese Stille zu durchbrechen suchen“.

**Boris Chasanow – 1998**

Der 1928 in Leningrad geborene Chasanow studierte Altphilologie in Moskau, bis er 1949 vom Geheimdienst wegen „antisowjetischer Propaganda“ verhaftet und zu acht Jahren Zwangsarbeit verurteilt wurde. 1955 vorzeitig aus dem Lager entlassen, absolvierte er ein Medizinstudium, das er 1965 mit einer Promotion abschloss. Danach arbeitete er als Landarzt in der Nähe von Kalinin und widmete sich nebenbei der Tätigkeit als Autor. Zudem übersetzte er aus dem Deutschen und Französischen, unter anderem Werke deutscher Theologen wie Küng oder Bonhoeffer, was zu neuerlichen Verfolgungen führte. 1982 emigrierte er nach Deutschland und lebt heute in München als Journalist und Herausgeber der russischen Exilzeitschrift „Strana i Mir“. In seinem Essay „Mythos Russland: Betrachtungen aus deutscher Zuflucht“ (1986) entwirft der Autor das faszinierende Spiegelbild eines dauerhaften Abschieds von einer Heimat, die in der Rückbetrachtung nahezu mythische Züge bekommt. Zusammen mit seiner Übersetzerin Annelore Nitschke erhielt Chasanow den Preis „Literatur im Exil“ 1998.

**Stevan Tontic – 2001**

Stevan Tontic gilt als einer der bedeutendsten Lyriker des ehemaligen Jugoslawien. Er wurde 1946 in Sanski Most in Bosnien geboren, studierte Soziologie und Philosophie und arbeitete als Verlagslektor in Sarajevo. Er veröffentlichte einen Roman, Essays und Übersetzungen deutscher Literatur sowie mehrere Lyrikbände, von denen „Handschrift aus Sarajevo“ ins Deutsche übersetzt wurde. Tontic hat sich gegen den Krieg im ehemaligen Jugoslawien eingesetzt. Weil er sich von keiner Partei vereinnahmen ließ, wurde er von der Presse als Verräter verleumdet und musste schließlich aus dem belagerten Sarajevo fliehen. Er lebte und schrieb acht Jahre im Berliner Exil, bevor er 2001 nach Sarajevo zurückkehren konnte.

Impressum:

*Herausgeber:*  
Stadt Heidelberg, Kulturamt

*Redaktion:*  
Katharina Dittes

*Mitarbeit:*  
Christine Reichert

*Layout:*  
Stadt Heidelberg,  
Amt für Öffentlichkeitsarbeit  
Gabriele Schwarz

*Satz, Realisation:*  
Katharina Dittes, Alexandra Eberhard

*Druckerei:*  
Neumann Druck, Heidelberg

*Auflage:*  
400 Stück

*Textnachweis:*  
Edition Köln 2003

*Bildnachweis Seite 16:*  
Hamid Skif

© Stadt Heidelberg

---